

---

**Aus Freude am Lesen**

Schleswig-Holstein im Winter 1683: Raureif überzieht die Landschaft. Es ist bitterkalt, und ganz Plön vergnügt sich beim Schlittschuhlaufen auf dem zugefrorenen See. Als Gesches Bruder einbricht, ist es ausgerechnet ein Schwarzer, der ihn aus dem eisigen Nass fischt. Christian Gottlieb, Feldtrompeter, Ziehsohn eines einheimischen Adelligen und mit seiner dunklen Hautfarbe eine exotische Erscheinung im Straßenbild der beschaulichen kleinen Residenzstadt. Hals über Kopf verliebt sich die 17-jährige Ratsherrntochter in den misstrauisch beäugten Fremdling und nimmt für ihre Liebe in Kauf, selbst zur Außenseiterin zu werden. Als ihr erstes Kind geboren wird, scheint die Idylle perfekt. Doch dann brennt mitten in der Nacht das Strohdach auf dem abgelegenen Hof des jungen Paares. Und irgendwann sind die Räder von Christians Jagdwagen gelockert. Ist alles nur Einbildung? Gesche spürt, dass sie für ihr Glück kämpfen muss ...

BRIGITTE BEIL, aufgewachsen in Münster, studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Publizistik und arbeitet als freie Journalistin und Buchautorin. Schwerpunkte ihrer zahlreichen Sachbücher, von denen mehrere in verschiedene Sprachen übersetzt wurden, sind soziale und psychologische Themen. Brigitte Beil hat zwei erwachsene Kinder und lebt mit ihrem Mann in München. Nach »Maskal oder Das Ende der Regenzeit« ist »Eiswinter« ihr zweiter Roman.

Brigitte Beil

# Eiswinter

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*  
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage  
Originalausgabe Dezember 2011,  
Copyright © 2011 by btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlaggestaltung: semper smile, München  
Umschlagmotiv: © David McCormack/Trevillion Images;  
plainpicture/Arcangel  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
UB · Herstellung: BB  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-74186-1

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*»In der Erinnerung gibt es keine Entfernung; nur  
im Vergessen tut sich ein Abgrund auf, den weder  
eure Stimme noch euer Auge überbrücken kann.«*

KHALIL GIBRAN



## ERSTER TEIL





Der scharfe Nordwestwind fuhr ihr wie mit Messern ins Gesicht, als Gesche das Haus durch die Hintertür verließ. Einen Moment lang hielt sie die Luft an. Mit der einen Hand fasste sie nach den Bändern ihrer Haube, mit der anderen zog sie ihr wollenes Umschlagtuch enger um den Hals.

Sie musste nach draußen, weg von dem Kohldunst, dem Kindergeschrei, dem Dampf der am Herd trocknenden Socken. Vorsichtig ging sie den Gartenweg entlang. Die gefrorenen Pfützen knackten unter ihren Schritten, und ihr Rocksaum schleifte mit leisem Kratzen über reifbezogene Grasbüschel. Bloß jetzt nicht stürzen, bloß nicht noch einmal eine überhasstete Geburt wie bei ihrem letzten Kind, dem der Pastor schon die Nottaufe gegeben hatte, während sie selbst ihre Augen vor Schwäche kaum öffnen konnte. Gesche glättete die Stofffalten auf ihrem hoch gewölbten Bauch, um besser sehen zu können, wohin sie trat.

Die Früchte an der Schlehdornhecke links und rechts der Gartenpforte schimmerten bläulich unter einer dicken Schicht Raureif. Ausreichend Frost, schoss es Gesche durch den Kopf, genau richtig waren sie, um *Schlehenfeuer* anzusetzen. Süß und süffig lag ihr der Geschmack des Likörs auf der Zunge, wunderbar nach kalten Wegen und Kutschfahrten.

Und wenn schon. Abwehrend zog sie die Schultern hoch. Für dergleichen fehlte ihr die Kraft und genauso der Wille. Noch nie hatte sie sich so matt gefühlt und so leer, obwohl doch das Kind sie vollständig auszufüllen schien. Es nahm ihr

den Atem, drückte auf die Blase, beulte mit Fäusten und Füßen ihre Bauchdecke nach allen Seiten aus. Ende November, in etwa drei Wochen würde es kommen. Und dann? Ich werde es nicht lieben können, dachte sie, es wird mir so fremd sein wie seine Schwester. Warum nur kann man Liebe nicht dahin versetzen, wo man sie braucht, so wie Getreide oder Rüben, die zum Leben nötig sind?

Auf dem Pfad hinter dem Gartenzaun wandte Gesche sich nach links, Richtung Norden. In dieser Himmelsrichtung lag Plön, hatte Hinnerk Brodersen, der Nachbar, ihr erklärt. Plön – wenn sie nur nicht dauernd daran denken müsste...

Je näher sie dem Fluss kam, desto dichter wurde der Nebel. Frostig wälzte er sich über den Deich und lag schwer und undurchdringlich auf der Klosterkoppel. Von den Pferden waren heute nur Kopf und Hals zu sehen, es sah aus, als schwebten die Tiere im eigenen Dampf.

Gesche lehnte ihren Rücken an das Gatter und versuchte, tief durchzuatmen, aber die feuchte Kälte stach zu sehr in ihre Lungen. Hustend blickte sie um sich. Kahle, weiß verkrustete Büsche, erstarrte Wagenspuren im Lehm des Weges, der Himmel fahl, ein bleicher, verwaschener Schein, wo die Sonne stehen sollte. Ein Eiswinter – wie damals, vor zehn Jahren. Der Winter, in dem Christian in ihrem Leben gelandet war.

Sie sah sich wieder auf Schlittschuhen über die glatt gefrorene Fläche des Plöner Sees sausen, mit wehenden Röcken, gejagt von ihren Freundinnen Marie und Friederike. Gegen elf Uhr war es, an einem Montagmorgen Mitte Januar. In der seit vier Wochen anhaltenden Kälte hatte sich eine dicke Eisschicht gebildet, und viele Menschen waren darauf unterwegs, schliddernde Kinder, Eisläufer und Spaziergänger, Pferdeschlitten und Reiter. Ein paar Sonnenstrahlen drangen durch einen

blauen Klecks am grau verhangenen Himmel und spiegelten sich im blanken Eis.

Gebendet vom grellen Licht, die Ohren vernummt unter einem groben, mehrfach um Kopf und Schultern geschlungenen Wollschal, hatte Gesche zunächst nichts mitbekommen von dem Tumult am westlichen Ende des Sees, dort, wo in eisfreien Zeiten die Fähre zum gegenüberliegenden Ufer anlegte. Erst als Friederike sie am Ärmel zog und in die Richtung wies, bemerkte sie die wild gestikulierende Menschenmenge und hörte aufgeregtes Geschrei. Sie blieb kurz stehen, kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, und eilte dann, von plötzlicher Unruhe getrieben, mit weit ausholenden Schwüngen hinüber. Neben sich den keuchenden Atem von Friederike und Marie.

Hastig löste Gesche die Lederriemen ihrer hölzernen Schlittschuhe und versuchte, sich einen Weg durch das Gedränge zu bahnen. Die Leute schienen bei ihrem Anblick zu erschrecken, Else Brandström, Amalie Wilke, der alte Willem Petersen und weitere Nachbarn und Bekannte.

»Dein Bruder!«, krächzte Willem und zeigte mit seinem Knotenstock auf ein großes Wasserloch nahe der Anlegestelle. »Er ist eingebrochen!«

»Ja! Berend!«, schrie Klara Bott vom Ufer aus herüber. »Der andere ist Hein Michels!«

Gesche sah zwei Köpfe im grauen, trüben Wasser, nach Luft schnappende Münder, angstvoll aufgerissene Augen, Arme, die sich dem bröckelnden Eisrand entgegenreckten.

Hände griffen nach ihr, hielten sie zurück. »Nicht weiter! Nicht weiter! Die Kante ist zu brüchig!« Ein paar Männer seien unterwegs, schrien die Leute, um Leitern und Stangen zu holen.

Aber es würde zu spät sein! Immer öfter verschwanden die

beiden Köpfe unter der Oberfläche, immer matter wurden die Bewegungen im Wasser. Gesche wollte sich losreißen – vergeblich. »Berend! Gib nicht auf!« Ihre Stimme klang schrill vor Panik, verzweifelt blickte sie um sich und sah einen Trupp von Reitern herangaloppieren. Rufe gingen hin und her. Und plötzlich löste sich einer aus der Gruppe, ritt näher, sprang knapp vor dem Eisloch vom Pferd, warf im Laufen seine Jacke ab und stürzte sich kopfüber ins Wasser. Mit ein paar schnellen Schwimmzügen war er bei Berend, der inzwischen kaum noch auftauchte, packte ihn beim Schopf, schlang ihm den rechten Arm um den Kopf und schleppte den Bewusstlosen auf die Eisdecke zu. Keuchend kämpfte er sich näher. Auf den letzten Metern schien ihm die Kraft auszugehen, seine Last begann ihn in die Tiefe zu ziehen. Verzweifelt schrien die Leute am Ufer und auf dem Eis durcheinander und brüllten den endlich mit zwei riesigen Leitern eintreffenden Helfern Anweisungen zu.

»Weiter raus! Noch ein Stück! Jetzt kommen sie ran!«

Auf den über die Bruchstelle hinausgeschobenen Leitern krochen ein paar Männer bäuchlings voran bis in Reichweite der Verunglückten. Wie eine tropfnasse Gliederpuppe, mit hängendem Kopf und baumelnden Armen und Beinen, wurde der ohnmächtige Berend an Wams und Hose aus dem Wasser gezogen und zum Ufer getragen. Hände reckten sich seinem Freund Hein entgegen und schließlich dem vor Kälte und Anstrengung schlotternden Retter.

Gesche erinnerte sich, dass sie Christian damals kaum wahrgenommen hatte. Ihr warmes Gefühl der Dankbarkeit galt zunächst nicht so sehr ihm. Es war mehr allgemein, auf Gott oder das Schicksal gerichtet. Berend lebte, alles andere war Nebensache.

Benommen von Sorge und Aufregung lief sie neben den Leuten her, die ihren mit Tüchern dick verpackten Bruder auf

einer Bahre in die Stadt trugen, durch die Lange Straße und dann rechts um die Ecke zu ihrem Elternhaus, einem stattlichen Giebelhaus am Markt.

Irgendjemand hatte dort offenbar Alarm gegeben, denn schon kurz hinter dem Stadttor war ihre vollkommen aufgelöste Mutter dem Zug entgegengekommen, rennend, in Hausschuhen, die Haube schief auf dem Kopf. Ein Zipfel ihres Umschlagtuches schleifte über die festgetretene Schneedecke. Ihr brauner Rock war nur halb zugeknöpft.

»Berend! Was ist mit ihm? Lasst mich ihn sehen!«

»Warte lieber, bis wir im Warmen sind!« Gesche ergriff die Hand ihrer Mutter und fühlte darin ein von Tränen durchweichtes Taschentuch. »Er hat eine Menge Wasser geschluckt, ist kalt wie ein Eisbrocken, aber er lebt. Du kannst mir glauben.« Tröstend legte sie ihr den Arm um die Schultern.

Elisabeth Radeleff brachte nur ein stummes Nicken zustande und überließ ihrer Tochter auch das Kommando, als Berend ins Haus und die Treppe hinauf in seine Schlafstube getragen wurde.

»Lene!«, rief Gesche der mit aufgerissenem Mund am Tor wartenden Magd zu. »Los, schnell, hol den Medicus! – Und du, Jens«, befahl sie dem schreckstarr daneben stehenden Hausknecht, »läufst zum Rathaus. Der Vater muss kommen. Sofort!«

»Aber er ist in einer Sitzung, und da will er nicht ...«

Gesche blitzte ihn ungeduldig an. »Einerlei, was er gerade tut oder will! Wir brauchen ihn hier! Nun lauf schon!« Viel Hilfe versprach sie sich zwar nicht vom Vater, aber ihn nicht zu benachrichtigen, würde ihm mit Sicherheit einen seiner berühmten Zornausbrüche entlocken.

Noch während sie zusammen mit der Mutter die knarrende Treppe hinaufstieg, traf Anselm Holsten, der Medicus,

ein. Kaum zwei Minuten hatte er gebraucht von seinem um die Ecke liegenden Haus. Ein knapper Gruß für die beiden Frauen, und er eilte, seine Tasche unter dem Arm, an ihnen vorbei zu Berends Lager, zwei Stufen auf einmal nehmend.

Er sieht immer noch aus wie eine schlaffe Puppe, dachte Gesche, als sie ihren Bruder auf seinem Bett ausgestreckt sah. Gewöhnlich rollte er sich zum Schlafen zusammen wie ein zufriedener Kater. Jetzt lag er flach, in ganzer Länge da, die großen Füße waren unter der grauen Wolldecke nach außen gekippt, der linke Arm hing über die Bettkante, am rechten fühlte Holsten den Puls.

»Schwach, aber nicht beängstigend.«

Bis zum Bauch knöpfte er das Leinenhemd auf, in das man Berend inzwischen gesteckt hatte, presste sein Ohr an dessen nackte Brust und lauschte angestrengt. Dabei spitzte er den Mund, die kleinen, blassblauen Augen nach oben verdreht.

Wie ein frommes Frettchen, schoss es Gesche durch den Kopf. Sie fing gerade an, sich für ihre frevelhaften Gedanken zu schämen, als der Medicus den Kopf hob und beruhigend in die Runde lächelte.

»Keine verdächtigen Geräusche, da rasselt nichts«, sagte er und verpackte den Patienten wieder in Hemd und Decke. »Ein paar Tage Schonung, dann ist alles vergessen. Jetzt braucht er vor allem Wärme – innen und außen. Du da«, er machte der neugierig hereinspähenden Lene ein Zeichen, »bring heiße Tücher, in die werden wir ihn wickeln, und Holundertee muss her!«

Schon halb die Treppe hinab, auf dem Weg zur Küche, hörte Gesche den Aufschrei ihrer Mutter, die bislang stumm bis auf vereinzelte Schluchzer, ihr Taschentuch knetend an Berends Bettkante gesessen hatte.

»Er blinzelt! Seht doch, er wird wach!«

Von unten tönte im selben Augenblick die donnernde Stimme des Vaters: »Wo steckt er, der Unglücksrabe? Keinen Schritt kann er tun, ohne dass was passiert. Nicht mal das Eis hält ihn aus!«

Gesche drückte sich ans Geländer, um nicht von ihm überannt zu werden, als er die Treppe hinaufpolterte. Das Gesicht rot vor Ärger, vielleicht auch vom Branntwein, die dünnen, aschfarbenen Haare zerzaust. Seine Perücke musste er in der Diele abgeworfen haben, wie so oft, wenn er schlechtgelaunt nach Hause kam. Mitleid hatte Berend von ihm nicht zu erwarten. Auch keine Fürsorge. Einen Schmutzleck auf der Familienehre hatte der Vater ihn bei ihrem letzten Streit genannt, einen nutzlosen Tölpel, zu blöd, einen Taler zu drehen, geschweige denn ein Kassenbuch zu führen.

Gesche lief weiter Richtung Küche, froh, den Zusammenprall der beiden nicht miterleben zu müssen. Den Holundertee ließ sie länger ziehen als nötig, sie spülte den blauen Tonkrug ausgiebig mit warmem Wasser aus, suchte im Tassenreck nach Berends Lieblingsbecher, lauschte immer wieder ins Treppenhäus. Erst als das ferne Geschrei allmählich abschwoll, machte sie sich mit dem Trank auf den Weg nach oben – und entdeckte ihn.

Der Mann hockte dicht bei der Haustür auf einem Stuhl, zitternd vor Kälte, das Gesicht unter einer grauen, weit nach vorn gezogenen Pferddecke verborgen. Der gestampfte Lehmbooden hatte sich unter seinen Stiefeln in eine ansehnliche Pfütze verwandelt. Der Retter! Niemand hatte an ihn gedacht!

Krug und Becher auf einem Tablett balancierend, eilte Gesche treppauf und sofort wieder treppab. Verlegen trat sie näher, strich sich ein paar Haarsträhnen aus der Stirn, die unter der Haube hervorgerutscht waren. Murmelte eine kaum

hörbare Entschuldigung. Ihr Vater! Er war doch gerade hier vorbeigekommen! Blindlings war er nach oben gestürmt, um seinen Sohn zu traktieren! Vor Zorn hätte sie aufstampfen mögen.

»Na endlich! Er ist kaum noch festzuhalten!« Zwei Männer, die links und rechts neben dem Unbekannten standen, schauten sie vorwurfsvoll an.

Gesche hatte die beiden noch nie gesehen, vermutete aber, dass sie zum selben Reitertrupp gehörten wie Berends Retter. Jäger anscheinend, zumindest ließen ihre grünen Überröcke darauf schließen. Der hier wolle keine Aufmerksamkeit, erklärte der Größere von beiden, ein Mann mit breiter, niedriger Stirn, und klopfte dabei dem Vermummten leicht auf die Schulter. Am liebsten würde er auf der Stelle das Haus verlassen. Aber so gehe das nicht. Den Tod werde er sich holen in den nassen Kleidern. Ihr Dienstherr, der Oberst Rantzau, habe ausdrücklich befohlen, ihn zu den Radeleffs zu bringen und mit trockenen Sachen zu versorgen. Der Oberst selbst habe schleunigst weitergemusst nach Wittmoldt, wo man ihn schon längst erwarte.

»Bertram Rantzau aus Ascheberg?« Gesche zog fragend die Brauen hoch. Natürlich kannte sie den Namen. Die Rantzaus gehörten zum alten holsteinischen Landadel, und das Gut in Ascheberg lag nur knapp eine Meile von Plön entfernt.

»Ja«, der Jäger nickte. »Der hier ist sein Feldtrompeter.« Dazu machten beide eine kleine, aber respektvolle Verbeugung in Richtung des tropfnassen Mannes.

Was jetzt? Was sollte sie tun? Gesche traute sich nicht, dem Unbekannten die Decke wegzuziehen, damit sie mit ihm reden, ihm danken könnte. Aber natürlich brauchte er trockene Kleider, bestimmt auch eine Stärkung und vor allem Wärme.

»Kommt mit!« Eben wollte sie das Trio in die Küche, ans



Herdfeuer führen, als von oben wieder die Stimme des Vaters dröhnte.

»Unkraut vergeht nicht!«, schrie er, bevor er schnaufend die Treppe herabrumpelte. Unten angekommen, blieb er stehen und musterte mit gerunzelten Brauen die Szene an der Haustür. Augenblicklich hatte er die Lage erfasst.

»Mein Gott!« Mit flacher Hand schlug er sich an die Stirn. »Anstatt nach dem Dummpattel oben zu sehen, hätte ich mich hier kümmern sollen! Der Held sitzt da und trieft! Lene! Jens! Her mit euch, es gibt Arbeit!«

Mit ausgebreiteten Armen griff er die beiden Jäger bei den Schultern und schob sie ruhig, aber bestimmt zur Tür hinaus. »Wir machen das schon«, seine Stimme erlaubte keinen Widerspruch. »Gruß an euren Dienstherrn. Er bekommt ihn heil zurück.«

Ohne sich an den pikierten Gesichtern der beiden zu stören, zog er einen Stuhl neben den des immer noch Vermummten und spähte neugierig unter die Decke. »Nein, so was! Monsieur Christian Gottlieb!«

Sein verblüffter Aufschrei amüsierte Gesche, sooft sie daran dachte. Mehr noch amüsierte sie allerdings die Erinnerung an ihre eigene Reaktion, als der Vater die Decke beiseitegeschoben und Christians schwarzes Gesicht zum Vorschein gebracht hatte. Der Mohr! Über den die ganze Stadt tuschelte! Natürlich hatte sie von ihm gehört, aber sich einen kohlschwarzen Menschen wirklich vorzustellen, war ihr nie gelungen. Und da saß er nun, lächelte verlegen mit blanken Zähnen und sah eigentlich kein bisschen aus wie ein Teufel oder ein Menschenfresser. Was hatten die Leute denn sonst noch gesagt? Zeit zum Staunen oder Überlegen blieb ihr nicht.

»Dalli, dalli!«, kommandierte der Vater. »Setzt Wasser auf für ein heißes Bad! Bringt warme Kleider in die Schlafstube!

Und Branntwein muss her! Für mich auch einen Becher voll! Und nun zu Euch«, sagte er an den Mohren gewandt, »wie seid denn Ihr aufs Eis geraten, genau zum richtigen Zeitpunkt?«

Mit wenigen Sätzen war der Vorfall geklärt. Er sei, berichtete Christian Gottlieb, zusammen mit seinem Herrn, dem Oberst Rantzau, dessen Büchsenspanner und ein paar Jagdgehilfen von Ascheberg kommend über das Eis Richtung Plön geritten, nach Wittmoldt hätten sie gewollt zur Brockstedtschen Jagd. Plötzlich habe er ein fürchterliches Gezeter gehört, Hilferufe und Angstschreie, und beim Näherkommen die beiden jungen Männer in einem Eisloch entdeckt. Eingebrochen, nahe beim Stadtgraben.

»Da ist das Eis nie verlässlich«, sagte er. »Weil der Mühlbach dort in den See mündet. Die zwei hingen schon mit den Köpfen unter Wasser. Und da bin ich eben gesprungen.« Schudernd zog er die Decke enger um seine Schultern.

»Genau«, rief Jens, der Hausknecht, dazwischen, in jeder Hand einen gefüllten Becher, »vom Pferd und ab ins Wasser. Ins lausig kalte! Alle anderen haben nur gebrüllt! Willem hat es mir erzählt.«

»Wie sollen wir Euch nur danken?« Der alte Radeleff schien beinahe gerührt – wenn schon nicht durch die Rettung seines Sohnes, dann doch zumindest durch den selbstlosen Einsatz dieses Fremden. Er hob seinen Becher. »Prosit! Auf Eure Gesundheit!«

Statt einer Antwort klapperte Christian hörbar mit den Zähnen. Er nahm einen kräftigen Schluck und ließ den Branntwein mit wohligem Seufzen seine Kehle hinabrinnen.

Die Bilder der ersten gemeinsamen Stunden drängten sich in Gesches Kopf: Christian, wie er von ihrem Vater persönlich die Treppe hinauf ins Obergeschoss geschoben und an Jens weitergereicht wurde.

»Krankenpfleger!«, sagte der grinsend.

Christian, wie er in von Berend geliehenen Kleidern und dicken, dunkelblauen, von ihr selbst gestrickten Wollsocken am Kamin in der Stube erschien. Das Wams hatte um die Rippen ein wenig gespannt. Christian mit seiner dunklen, vom Wasserdampf noch glänzenden Haut. Die glitzernden Tropfen in seinem schwarzgekräuselten Haar. Christian, dem das Schulterklopfen des Vaters und die Dankesworte beider Eltern sichtlich Unbehagen bereiteten.

»Berend schläft jetzt.« Die Mutter hatte sich schließlich auch von ihrem angeschlagenen Sohn losreißen können und war zu den anderen nach unten gekommen. »Wenn er aufwacht, sollen wir ...« Die Türklinke in der Hand, stockte sie mitten im Satz, schnappte ein paarmal nach Luft und starrte den dunklen Fremden am Feuer an wie den Gott-sei-bei-uns. In ihren grauen, kreisrunden, leicht vorstehenden Augen – Heringsaugen, sagte ihr hämischer Schwager Claus – mischte sich Verblüffung mit Neugier und Entsetzen.

»Da staunst du, was?«, rief der alte Radeleff ihr spöttisch zu. »Hier sitzt der Mann, ohne den unser Berend längst bei den Fischen wäre! Christian Gottlieb heißt er.«

»Wie – Ihr? Ihr habt ...? Ach, danke ...«, stammelte die Mutter. Ungläubig blickte sie von einem zum anderen.

Christian ging mit einer formvollendeten Verneigung auf sie zu. Sie hätte ihm die Hand reichen müssen. Sie zögerte. Einen Moment länger, und es wäre eine Beleidigung gewesen. Dann – endlich – hielt sie ihm ihre Rechte hin, nur zaghaft allerdings, mit angewinkelttem Ellbogen, und zog sie, kaum dass Christian ihre Fingerspitzen berührt hatte, eilig zurück. Und während er sich, unbekümmert um die begrenzte Höflichkeit, wieder dem Feuer zuwandte, drehte Elisabeth Radeleff den anderen den Rücken zu. Gesche sah, wie die Mutter mit zusam-

mengekniffenen Lippen ihre Hand heftig am Rockstoff rieb, wieder und wieder, wie sie mehrmals besorgt in die Handfläche spähte und schließlich aufatmend näher trat. Anscheinend hatte der Gast nicht abgefärbt.

Ob ihm nichts aufgefallen war? Gesche, die ihren Stuhl etwas vom Feuerschein entfernt in den Halbschatten gerückt hatte, schaute ihn gespannt an und glaubte, in seinen Augen ein kurzes Aufblitzen bemerkt zu haben, eher amüsiert als verärgert.

Wieso war ihr schon bei dieser ersten Begegnung die Haltung der Eltern dem dunklen Gast gegenüber so abwegig vorgekommen? Wenn sie sich in Gedanken zurückversetzte, stieß sie im eigenen Empfinden nicht auf den leisesten Hauch von Schrecken oder Abscheu und auch nicht auf die geringste Spur des Dünkels, den ihr Vater an den Tag legte. Trotz seiner anders klingenden Worte.

»Oh, nein, nein, Ihr müsst bleiben!«, protestierte der alte Radeleff, als Christian nach einem kurzen Gespräch über das Wetter, die Jagd und das Befinden des Oberst Rantzau Anstalten machte, sich zu verabschieden. »Es ist uns eine Freude, Euch zu bewirten, den Retter unseres Sohnes! Kommt!« Er zog ihn an den großen Tisch, den Lene inzwischen gedeckt hatte. »Setzt Euch hierher, auf den Ehrenplatz an der Seite meiner Frau!«

Zusammen mit der Magd trug Gesche gebratenen Schinken, Erbsenmus und Schmorgurken auf, versuchte aber, beim Hin- und Herlaufen nichts vom Tischgespräch zu versäumen. Ihr Vater führte das Wort, und schon bei seinen ersten Fragen erkannte sie, dass die zur Schau gestellte Dankbarkeit nur ein Vorwand war, diesen merkwürdigen Menschen, nun, da er ihn einmal in seinen Fängen hatte, nach Strich und Faden auszu-

hорchen. Von allen Seiten bohrte er den Gast an, studierte ihn wie ein Botaniker, dem ein seltener Schmetterling ins Netz geraten ist.

»Für einen Mohren sprecht Ihr ganz erstaunlich gut Deutsch«, sagte Hans Radeleff mit vollen Backen. Seine vom reichlichen Brantweingenuss leicht schleifende Stimme verriet den Hochmut des alteingessenen Ratsherrn. »Viel besser als die benachbarten Dänen. Wie kann das sein?«

»Ganz einfach«, Christian lachte über seinem dampfenden Teller. »Ich bin hier aufgewachsen, beinahe so wie Eure Kinder.« Dabei schaute er Gesche an, die ihm schräg gegenüber saß.

Irgendetwas musste in seinem Blick gewesen sein, das sie im Innersten traf.

Wenn sie später daran zurückdachte, kam es ihr vor, als habe die Verbindung zwischen ihnen beiden in genau diesem Moment ihren Anfang genommen. Als habe auf einer Ebene, die dem lauten, überheblichen Vater verborgen blieb, ein zartes Gespinst zu wachsen begonnen. Sie sah Christian in die Augen, sein Wimpernschlag erschien ihr wie ein Geheimzeichen. Schnell sprang sie auf und lief in die Küche, um die Röte in ihrem Gesicht zu verbergen.

»Aufgewachsen? Wie denn das?«, rief der Vater verwundert. »So schwarz, wie Ihr seid, müsst Ihr doch aus Afrika kommen! Liegt das nicht ziemlich weit weg? Eure Heimat, könnt Ihr Euch an Eure Heimat erinnern? Sind da alle Leute so pechschwarz?«

Gesche blieb unter der Tür stehen, entsetzt über die unverblümte Neugier. »Vater!« Sie wollte ihn bremsen, aber dann sah sie auf Christians Gesicht statt Ärger oder Empörung, wie sie erwartet hätte, ein mühsam unterdrücktes Lachen.

An einem schwachen Rückgrat schien der Gast nicht zu leiden.

Während sie die Becher nachfüllte, das Herdfeuer schürte und sich schließlich wieder auf ihrem Stuhl niederließ, behielt sie ihn verstohlen im Auge. In seiner Haltung lag keine Spur von Unterwürfigkeit oder Liebedienerei. Gelassen saß er da, blickte offen um sich und gab Auskunft, respektvoll im Ton, geduldig, aber doch auf Distanz bedacht.

»Ich war noch klein, als ich von Afrika herübergebracht wurde«, erzählte Christian. »Erst zwei oder drei Jahre alt. Genaues weiß ich nicht. Zu jung auf jeden Fall, um mich an mein Heimatland zu erinnern. Irgendwo an der westlichen Küste Afrikas soll es sein, wurde mir gesagt. Vermutlich sehen da alle so aus wie ich.« Wieder verbiss er sich ein Lachen.

»Ja, ja, das hört man.« Radeleff nickte eifrig. »An vornehmen Höfen scheint es in Mode gekommen zu sein, sich Mohren zu allerlei Zwecken zu halten. Bestimmt eine kostspielige Angelegenheit, was meint Ihr? Hat der Oberst Rantzau viel für Euch berappen müssen? Wie ist er überhaupt an Euch geraten?«

Christian zuckte kurz mit den Achseln. »Auf einem Feldzug hat mich Oberst Rantzau von einem dänischen Kapitän übernommen, Ohlsen soll er geheißen haben. Da muss ich ungefähr sieben gewesen sein.« Er grinste. Im Feuerschein blitzten seine dunklen Augen. »Ob geschenkt oder gekauft, und wenn, für wie viele Taler oder Kronen, kann ich nicht sagen. Darüber hat der Oberst nie ein Wort verloren. Fest steht nur, dass er mich niemals wie einen Sklaven oder Leibeigenen behandelt hat. Und das auch bis heute nicht tut. Er ließ mich Lesen und Schreiben lernen, ich wurde christlich erzogen und in der Kieker St. Nikolaikirche getauft. Als Christian Gottlieb, ein Afrikaner und Mohr, bin ich dort im Taufbuch registriert.«

Radeleff schaute ihn wohlgefällig an. »Ein Christenmensch also, mit anständigem Namen. Sehr gut, sehr ordentlich.«

»Ja. Der Oberst gab in Kiel sogar ein Fest für mich, mit vielen Gästen. Sechzehn war ich zu der Zeit.«

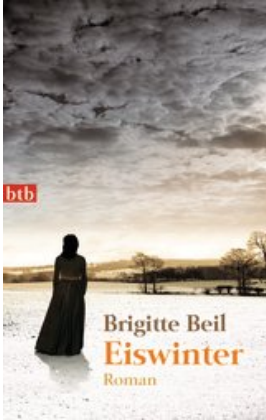
»Wie? Ein Fest? Für Euch? In Rantzaus *Ascheberger Haus*?« Während der Vater verdutzt in die Runde starrte, unterdrückte Gesche ein Kichern. Nur zu genau konnte sie sich vorstellen, welche finsternen Gedanken diese Mitteilung bei ihm auslöste. Schließlich war er oft genug zu Geldgeschäften und Besorgungen in Kiel gewesen, um das imposante Haus an der Holstenstraße, nahe beim Markt, im Herzen der Stadt zu kennen. Und oft genug hatte er den Landadel lauthals darum beneidet, die trüben holsteinischen Wintermonate in eleganten Stadthäusern verbringen zu können. Nicht auszuhalten, dass diese Mannsperson dort Zutritt hatte, sogar gefeiert wurde. Ein Dahergelaufener! Aus Afrika!

Radeleffs Stimme klang kratzig, als er nachhakte. »Ein Fest also. In feiner Gesellschaft, was?«

»Ja«, sagte Christian mit Unschuldsmiene, »ein glanzvolles Fest. Es gab besondere Köstlichkeiten, Kapaune, Pasteten, Weißbrot, Apfelsinen, Marzipan ...«

»Wie? Solche Specereien?« Radeleff schnappte nach Luft. »Was hat den Oberst nur dazu getrieben? Ist das nicht ein bisschen viel Aufhebens um einen ...« Er stockte und begann verlegen, seine kurzen dicken Finger zu kneten.

»Um einen Mohren, meint Ihr?« Christian lachte ihn unbehagen an. »Sprecht es ruhig aus. Ich bin dran gewöhnt. Warum er das getan hat, kann ich nicht sagen. Ohne bestimmte Absicht sicher nicht, denn er hat mich allen Gästen vorgestellt – wie einen Sohn. Vielleicht ...« Er zögerte, starrte einen Moment nachdenklich in die Flammen. »Vor einigen Jahren habe ich zufällig gehört, wie der Oberst mit Besuchern über Leute von meiner Art sprach. Über Mohren. Er schien mehreren begegnet zu sein. Man betrachte sie meistens als billige



Brigitte Beil

**Eiswinter**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

5 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-74186-1

btb

Erscheinungstermin: November 2011

Warmherzig, atmosphärisch, mitten aus dem Leben – eine frische unverwechselbare Stimme

Schleswig-Holstein im Winter 1683: Raureif überzieht die Landschaft. Es ist bitterkalt, und ganz Plön vergnügt sich beim Schlittschuhlaufen auf dem zugefrorenen See. Als Gesches Bruder einbricht, ist es ausgerechnet ein Schwarzer, der Feldtrompeter Christian, der ihn aus dem eisigen Nass fischt. Und die 17-jährige Ratsherrntochter verliebt sich Hals über Kopf in den misstrauisch beäugten Fremdling. Für ihre Liebe nimmt sie in Kauf, selbst zur Außenseiterin zu werden. Als ihr erstes Kind geboren wird, scheint die Idylle perfekt. Doch dann brennt mitten in der Nacht das Strohdach auf dem abgelegenen Hof des jungen Paares. Und irgendwann sind die Räder von Christians Jagdwagen gelockert. Ist alles nur Einbildung? Gesche spürt, dass sie für ihr Glück kämpfen muss.